Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 26 (2019)
Heft: 295

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

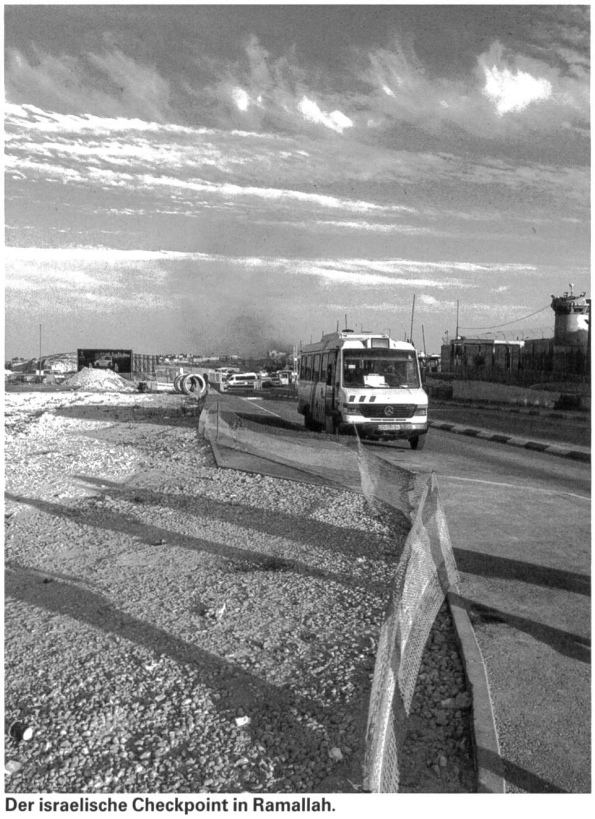
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«I'm not your Habibti!»: die feministische Flaschenpost aus Ramallah. Von Kathrin Reimann 36

Ausbruch aus der Lähmung: Eine persönliche Reflexion aus der Revolution im Libanon. Von Marguerite Meyer 38

Für einen Lobbyismus der Bewegungen: Warum sich vom Zuschauen allein noch gar nichts ändert. Von Michael Felix Grieder 41

SEHNSUCHTSORT IM



Der israelische Checkpoint in Ramallah.

Auf den Strassen wimmelt es von Autos, Pferde bilden eher die Ausnahme.

Eben noch sind wir an Boutiquen und Kunstgalerien vorbeigeschlendert, haben im Café gesessen und die Jerusalemerinnen und Jerusalemer beobachtet, deren Stil Hotpants ebenso zulässt wie Kippas. Und nun steigen wir am schäbigen Busbahnhof in einen holprigen Bus, der uns nach Palästina bringt. Der Geruch von Fleisch und Zigaretten hängt in der Luft. Die Sitzordnung ist strikt, Frauen sitzen zu Frauen, Männer zu Männern.

Bald lassen wir das Treiben Jerusalems hinter uns und fahren durch eine rot-braune, hügelige Landschaft. Überall verstreut liegen Siedlungen. Da ist sie, die Mauer, die Israel und Palästina trennt und schon kurz nach der Abfahrt das Landschaftsbild dominiert. Beton, Stacheldraht, Wachtürme: bedrückend. Ein unauffälliger Checkpoint, schon ist man im palästinensischen Autonomiegebiet.

Ramallah, 30'000 Einwohner, Sitz der palästinensischen Autonomiebehörde. Touristen verirren sich selten hierher. Die Stadt ist nicht wirklich schön. Betlehem ist attraktiver, mit Banksy-Kunstwerken und religiösen Stätten. In Ramallah fühlt es sich an, als wäre grad das Leben explodiert. Verkäufer bieten in zig Läden und an Ständen ihre Ware feil, in offenen Friteusen brutzeln Falafelbällchen. Salzige Schaschlickschwaden, süssliche Shishadämpfe und der Duft von starkem Kardamom-Kaffee steigen in die Nase. Die Strassen überfüllt von hupenden Autos. Männer dominieren das Bild: Sie heizen die Fleischgrills an, verkaufen Falafelsandwichs, rösten Kaffee, spielen und schwatzen in Cafés, sitzen am Steuer der Autos.

«I am not your Habibti!»

Unser Hostel finden wir zwischen einer Baustelle und Wohnhäusern. Streunende Katzen suchen in Abfallhaufen nach Essen. Wir treffen auf eine selbstbewusste junge Frau. Ihre auffällige Jeansjacke trägt den Schriftzug «I am not your Habibti!». «Das bedeutet, ich bin nicht dein Schätzchen!», verkündet sie. Designt von der palästinensischen Marke – oder vielmehr Bewegung – BabyFist.

Im Geschäft erwarten uns weitere selbstbewusste und teilweise unverschleierte Frauen. Sie probieren Jacken, Tops und Hoodies an. Alle mit einer starken Botschaft versehen. Meist in Arabisch, manchmal mit Englisch kombiniert. «It's my Life», «She is the Future» oder eben «I am not your Habibti». Damit werden sexuelle Belästigungen, Erniedrigungen und die Unterdrückung angesprochen. Diese seien hier an der Tagesordnung.

«Das wird entweder verschwiegen, oder die Frau wird dafür verantwortlich gemacht», erklärt uns die Verkäuferin. Mit ihren Kleidungsstücken wollen die Frauen hinter BabyFist Diskussionen anstossen und die repressiven Verhältnisse in Palästina und anderswo aufbrechen. Gegründet hat das Unternehmen die in Amerika geborene Palästinenserin Yasmeen Mjalli, die es zurück in die Heimat zog, wo sie zum ersten Mal belästigt wurde. Mit ihrem Projekt bezweckt sie neben dem geschlechterspezifischen Dialog auch die Neubelebung der Textilindustrie in Gaza, welche noch bei 13 Prozent dessen liege, was sie vor der Belagerung war.

«Wir beteiligen uns am Wiederaufbau und lassen unsere Jeansjacken in Gaza produzieren», erklärt uns die Verkäuferin. Die T-Shirts, Kapuzenpullis und Tragetaschen werden in Ramallah hergestellt. «Zehn Prozent unserer Einnahmen gehen an Frauenprojekte – denn Wissen ist Macht.» Dieses Jahr an eine Kampagne, um an Schulen im gesamten Westjordanland Wissen über Menstruation zu vermitteln. BabyFist will auch mit Workshops zu Themen wie geschlechtsspezifische Gewalt oder psychische Gesundheit jungen Menschen einen sicheren Rahmen bieten, um sich über Tabuthemen auszutauschen.

Noch ganz beflügelt von so viel Engagement wechseln wir das Quartier. Wir sehen ein anderes Bild Ramallahs. Schicke Läden, hippe Cafés und Galerien sind hier zu finden. Während wir in einer Pizzeria Taybeh-Bier aus einer Mikrobrauerei im Westjordanland trinken, ertönt plötzlich laute Musik und Gejohle und Gelächter. Ein riesiger Springbrun-

GOLDENEN KÄFIG

Musik, Farben und Wasser: Abends trifft man sich in Ramallah beim Springbrunnen.

Im «Radio» wird nachts zu Techno getanzt.

nen speit das Wasser im Takt der Musik und wechselt dazu die Farbe. Familien und Kinder betrachten das Schauspiel, die Tische im Café rundherum sind alle besetzt. So sieht Abendvergnügen in Ramallah aus.

Ekstatisch feiern – und aufwachen im verstörenden Alltag

Und das Nachtleben? Zuerst statten wir der verrauchten, düsteren Berlin-Bar einen Besuch ab. Laute Musik pumpt durch den Raum, zum Bier werden frische Gurken mit Zitronensaft gereicht. Rauchverbot kennt man hier nicht. Die Barkeeper sind coole Typen mit langen Haaren, die selbstgedrehte Zigaretten rauchen.

Unser nächster Anlaufpunkt ist ein Club namens Radio. Wir bezahlen Eintritt und bekommen in dem kleinen, minimalistisch ausgestatteten Club eine astreine Technoshow, bestes Bier, grossartigen Arak und eine offene, feierwütige und überwiegend männliche Partymeute geboten. Das gegenseitige Interesse ist gross. Immer wieder werden wir angesprochen. Und immer wieder werden aus oberflächlichen Smalltalks tiefgründige Gespräche über die Ungerechtigkeit, die Ausweglosigkeit und den ganzen Wahnsinn der Belagerung. Wieso geht man überhaupt feiern, wenn es kaum was zu feiern gibt? Wahrscheinlich, weil man es kann. Denn Ramallah gilt für moderne Palästinenserinnen und Palästinenser als Sehnsuchtsort. Und doch bleibt die Stadt ein goldener Käfig, weil alle Zugänge, alle Geld- und Warenströme, Wasser, Strom und alle Logistik von Israel kontrolliert werden.

Am nächsten Morgen herrscht Katerstimmung. Während andere Hostelgäste mit einem Guide nach Hebron aufbrechen, hängen wir herum und raffen uns später auf, um Ramallahs Märkte zu erkunden, wo es von lokalen Spezialitäten bis zu chinesischer Billigware alles gibt.

Auf dem Weg zurück ins Hostel sehen wir weinende Mädchen mit Schultaschen an der Bushaltestelle stehen. Im Hostel treffen wir auf die verstörte Gruppe, welche in Hebron in eine Räumung der Altstadt geriet. Hebron ist Sinnbild des verfahrenen Nahost-Konflikts: Weil mitten im Zentrum radikale Siedler ihre Häuser hingestellt haben, müssen Palästinenser weichen. So auch an diesem Tag; aufgrund eines israelischen Feiertages wurde die Altstadt vom israelischen Militär geräumt, damit die Siedler ungestört beten konnten. Die Touristinnen und Touristen berichten von Schreien, Panik, Drohungen und Schüssen. Auch Busse seien keine mehr gefahren. Die weinenden Schulmädchen kamen nicht mehr nach Hause.

Unser Gastgeber – ein ruhiger Mann mittleren Alters mit traurigen Augen – hört fassungslos zu. Dann bricht es aus ihm heraus. «Wir sind hier eingesperrt. Nach Jerusalem kann nur, wer von den Israelis eine spezielle Genehmigung hat oder älter als 55 Jahre ist, also fast niemand.» Kinder, die einen Stein geworfen haben, würden jahrelang weggesperrt. Menschen würden verschwinden oder getötet. Israelis würden palästinensische Gebäude mit Abfall bewerfen. «Die Israelis nehmen uns alles weg, unseren Besitz, unsere Geschichte, unsere Ehre, unsere Zukunft. Sie vertreiben, entrechten und benachteiligen uns. Und die Welt schaut tatenlos zu.»

babyfist.com, taybehbeer.com

Kathrin Reimann, 1984, schreibt, kommuniziert, organisiert Subkultur und schmeisst Bars. Sie war vom 4. bis 19. Oktober in Palästina und Israel.

DIE REVOLUTION IST KEIN TSUNAMI

Die Schweizer Journalistin Marguerite Meyer ist seit September im Libanon. Und geriet unerwartet mitten in eine Revolution. Ein paar persönliche Gedanken aus Beirut.

Die Revolution bedeutet hier: Ausbruch aus der Lähmung. (Bilder: Alhasan Yousef)

So ist das also, in einer Revolution. Ich sitze in Beirut auf dem Balkon, es ist November. Die Sonne scheint, es hat 24 Grad. Ich baumle im Hängesessel, das Kätzchen streicht mir Liebe suchend um die Beine. Meine Mitbewohnerin hat sie halb verhungert beim Hafen gefunden, da war sie sechs Wochen alt. Seither päppeln wir sie auf. Wir haben sie passenderweise «Fluka» getauft, kleines Boot auf Arabisch. Fluka gibt der ganzen WG im Laufe der ersten Wochen einen Hautausschlag, weil sie ständig in unseren Betten schläft. Das nehmen wir gerne in Kauf, zu herzig ist sie. Nun miaut sie zu meinen Füssen, während ich diese Zeilen tippe. Versteht sie, dass ich sie bald werde verlassen müssen?

Unter meinem Balkon die Geräusche der kleinen Werkstatt, in der Waschmaschinen repariert werden. Von weiter weg das ewige Hupen der stets zu vielen Autos, an deren halsbrecherischen Strom ich mich gewöhnt habe. Strassen überquert man hier am besten im Tetris-System: Zwischen den Autos hindurchschlängeln – und dabei ein bisschen beten, dass nicht ein Töff aus der Gegenrichtung dahergesaust kommt.

Die Nachbarin hängt Weihnachtsdekorationen auf. Die Luft ist voll von Abgasen und dem Geruch von Herbst und Müll; auch daran habe ich mich gewöhnt. Das WLAN lahmt wieder. Mein Mitbewohner bringt mir ein halbes Sandwich, dann wendet er sich wieder der Playstation zu.

Swipe right for «thawra»

Ich dachte irgendwie immer, Revolutionen seien steter Aufruhr. Als brächen sie wie Tsunamis über Orte herein. Gut, ich hatte keine Ahnung. Die Revolution hier besteht aus vielen Menschen und aus vielen Momenten des Wartens. Manchmal tröpfeln die Augenblicke vor sich hin. Zwischendrin ein Blick auf Twitter: Was passiert in Tripoli? Wurde die eine Strassenblockade geräumt? Öffnen die Banken morgen nach Wochen wieder? Streiken die Tankstellen immer noch? Was ist das neueste Revolutions-Meme?

Und dann wieder: Proteste, Tanzen, Strassenblockaden, Diskussionen, Gesänge. Blitzen gleich, die in einer Gewitternacht aufflackern, um sich dann wieder zu legen; im Hintergrund stets ein leises Grollen, das sagt: Wir sind hier und wir gehen nicht weg.

Die Revolution vergessen, das geht nicht. Nicht im Gespräch mit Freund*innen, nicht am Nachbartisch im Café, nicht an der Kasse im Laden. Nicht mal auf Tinder, von dem ich mir erhofft hatte, ein paar gedankenlose Momente auf der Kloschüssel zu verbringen. Das war illusorisch; swipe right for «thawra».

Den neutralen Blick gibt es nicht

Normalerweise trage ich Kontaktlinsen. In meinen Monaten hier wird mir meine Brille bewusst, die ich nie ablege. Es gibt keinen neutralen Blick. Aber ich trage keine Schweizer Brille, merke ich erstaunt. Sie ist europäisch durch und durch. «Wie, die Schweiz ist nicht in der EU?», fragt ein Freund erstaunt. Sein Unwissen befremdet mich nicht mehr als die Fragen von Schweizer Freund*innen vor meiner Abreise: Gibt es da Kamele? (Nein.) Musst du da Kopftuch tragen? (Nein.) Gibt es da Alkohol? (Ja, in rauen Mengen.) Die Ratio versagt, wenn es um Annahmen und vages Wissen geht.

Ich fühle mich hier überraschend heimisch, weil Beirut etwas in mir hervorbringt, was in der Schweiz sonst leicht verschämt schlummert. Hier darf ich laut sein, hier darf ich übermässig hilfsbereit sein, hier darf ich

Die Proteste haben auch viele unpolitische junge Leute politisiert.

jemandem mehrmals hintereinander Kaffee anbieten, ohne dass das befremdet. Mare Nostrum, sagt eine italienische Freundin: «Das ist das Mittelmeer in dir.»

Und ich fühle mich wahnsinnig fremd, weil ich jeden Tag meine Komfortzone verlassen muss. Weil es mich rasend macht, dass meine Freund*innen nie pünktlich zu Verabredungen erscheinen. Weil mich Menschen manchmal auf Arabisch ansprechen, wenn sie denken, ich sei von hier – und ich, die sich normalerweise in der Sprache zuhause wähnt, plötzlich anstehe und mich händeringend unverstanden fühle.

«Ich stecke hier fest»

Es gibt um die Ecke meiner Wohnung eine grosse Treppe, die in ein höhergelegtes Quartier führt. Sie ist so steil, dass ich aus der Puste bin, als ich im kleinen Lokal ankomme, das auf der Treppe sitzt wie ein Vogelnest. Hier treffe ich eines Abends M., den Freund eines syrischen Freundes. Beirut ist so klein, dass man immer jemanden trifft, der jemanden kennt, den man kennt.

M. ist Anfang 20, studiert Film, trägt ein flatterndes Hemd und Schlaghosen. Wir kommen leicht ins Gespräch, er ist witzig und schlau und nicht auf den Mund gefallen. «Ich lebe in Schatila», sagt er, und ich lächle unbeholfen. Ich hasse es, dass ich nicht genau weiss, wie reagieren. Schatila ist ein palästinensisches Flüchtlingscamp in Beirut. Hier leben Vertriebene seit drei Generationen, fernab der Behörden und unter teilweise desolaten Bedingungen. M. hat keinen Pass, der libanesische Staat bürgert Palästinenser*innen nicht ein. Zudem sind sie von gewissen Berufen ausgeschlossen.

Er sagt Dinge, mit denen ich nicht umzugehen weiss. Was macht das mit mir, wenn jemand sagt, er sei Atheist und unterstütze den bewaffneten Kampf gegen Israel? Ich frage, ob er noch Verwandte in Palästina habe. Er sagt, wer blieb, wurde ermordet. Seine Grosseltern flüchteten. Über die Proteste im Libanon sagt er: «Das ist nicht meine Revolution. Ich stecke hier nur fest, für immer.»

Von Arak und Tattoos

Wir nippen an einem Arak und knabbern Nüsschen. «Das Gute an meiner Situation ist: Ich bin wirklich frei», schmunzelt er. «Ich bin auf mich und meine Gedanken zurückgeworfen. Das ist alles, was ich habe. Das ist viel.» Kürzlich bekam er ein Kurz-Stipendium nach Europa: «Meine Geschichte, die des armen Palästinenserjungen aus Schatila, lässt sich da gut verkaufen. Die Leute lieben solche Geschichten.» Und mir ist bewusst, dass ich genau das mit diesem Text tue: seine Geschichte benutzen.

Was sind die äusseren Umstände, die uns zu dem Menschen machen, der wir sind? M. und ich bleiben lange sitzen, und finden plötzlich eine Gemeinsamkeit, als er mein Tattoo entdeckt. Eine Songzeile von Leonard Cohen. «Ich will ihn eigentlich nicht mögen, weil er Israel unterstützt hat. Aber seine Poesie ist zu gut», lächelt er. Wir unterhalten uns über Cohen und über den palästinensischen Dichter Mahmoud Darwish. Und über die inneren Widersprüche, die wir alle mit uns tragen.

Wie weit geht Solidarität?

Zurück zur Revolution: Mich nerven die Tourist*innen, die sorglos schnatternd in den Bars sitzen. Ich verstehe sie, denn die Gin Basils hier sind wirklich gut. Mich nerven die Westler*innen, die mit leuchtenden Augen und schwingender libanesischer Flagge einen auf

Der Grundtenor lautet: Aufräumen mit der Korruption.

Revolutionstourismus machen. Ich verstehe sie, denn es ist schwierig, sich nicht mitreissen zu lassen von der pausenlosen und auch positiven Energie.

Ich muss mich immer wieder selbst am Nacken packen: Du bist hier Journalistin. Deine Rolle ist das Berichten. Das ist nicht meine Revolution. Ein schmerzhafter Gedanke, inmitten von Menschen, die brennen für etwas, in das sie so viel Hoffnung setzen. Wer nur annähernd etwas weiss darüber, wie gross die Korruption der Polit-Elite ist, wie ungleich die Ellen sind, wie gross die Verzweiflung und die Wut sind, kann gar nicht anders als Sympathie zu hegen.

Wie weit darf Solidarität gehen mit Menschen, die einem nahe sind? Wie unterstütze ich einen Freund, der gerade vom Tränengas die Strasse hochgejagt wurde? Wo hört Journalismus auf und wo beginnt Aktivismus? Darf ich auf der Demo anfangen zu tanzen, wenn die Musik richtig gut ist? (Und die Musik an den Protesten ist meist äusserst eingängig.)

Es sind keine einfachen Fragen, aber ich finde sie wichtig. Ich besinne mich darauf, dass ich in der Schweiz, in Europa erzählen will, was passiert. Das hilft mit dem Herauszoomen, mit dem Analysieren. Ich beschliesse, dass mir das alles nahe gehen darf und ich trotzdem meinen Job gut machen kann. Im besten Fall hilft mir mein eigenes Gefühl, das Geschehen besser zu verstehen. Ich liebe es, dass ich zu verstehen versuchen darf.

Galgenhumor gegen die Ungewissheit

«Bist du bereit?», fragt mein Mitbewohner. Die WG will einen Ausflug in sein elterliches Dorf machen – seine Mutter kocht Znacht. Ich wurde hier von Anfang an mit eingeschlossen. Ich denke an Zürich, wo die Leute auf der Strasse kaum miteinander sprechen. Andererseits ist es hier manchmal schwierig, die Zeit und den Raum für sich alleine einzufordern. Aber heute habe ich Lust auf ein gemütliches Abendessen in einer Runde, von der niemand genau weiss, wie gross sie wird. Wir fahren zwei Stunden später ab als geplant. «Wir kommen morgen zurück», versichert mir der Cousin meines Mitbewohners. Falls die Strasse offen ist.

Es ist lustig: Ausgerechnet hier lerne ich – mitten in einer Revolution – Geduld. Und Galgenhumor, viel davon. Es ist die einzige Art und Weise, mit einer täglichen Ungewissheit umzugehen, ohne dass sie einen auffrisst. Mir ist durchaus bewusst: Meine Ungewissheit ist nicht die gleiche wie die Ungewissheit der Menschen hier. Ich werde irgendwann in die Schweiz zurückfliegen – falls die Airport Road an jenem Tag nicht blockiert ist, Inshallah.

Bis dahin werde ich mit meinem syrischen Freund jeweils abends im Lokal auf der Treppe bei einem Glas Arak Schach spielen; er wird jedes Mal haushoch gewinnen, weil ich heillos aus der Übung bin. Wir verabreden uns zum Spielen: «Morgen?», fragt er. «Wenn du die Geduld für mich als lahme Gegnerin aufbringst», erwidere ich. Er lacht: «Habibti, ich habe sieben Jahre gewartet, bis ich endlich Syrien verlassen konnte. Mit dem Warten auf deinen nächsten Schachzug komme ich schon klar.»

Marguerite Meyer, 1985, ist Journalistin und Autorin in Zürich.

Alhasan Yousef, 1991, ist Filmemacher und Fotograf in Beirut.

FÜR EINEN LOBBYISMUS DER BEWEGUNGEN

Von Michael Felix Grieder

«Was verändert sich nach den Wahlen?» ist eine beliebte Spekulation, die, kaum sind die ersten Ergebnisse bekannt, schon Anlass zu beschwichtigenden Talks und Analysen bietet. Oli Welke von der «Heute Show», just am Wahlsonntag zu Gast bei Michael Elsener, brachte es, nachdem er laut eigener Aussage den ganzen Nachmittag mit den Wahlsendungen des SRF verbracht hatte, auf den Punkt: «Es gab eine Sensation, einen Erdrutsch, eine Revolution, aber in der Regierung bleibt alles exakt so, wie es war.»

Wir nehmen den objektiven Blick von aussen zur Kenntnis, klopfen uns die Staubboisli von der Schulter und sinnieren wohlig, «tja, so ist es halt bei uns». Der Satiriker muss den Witz gar noch erklären: Die Bemerkung, dass sich nichts verändere, sei nicht unbedingt als Lob zu verstehen.

Politische Lethargie

Das Gefühl kennen wir alle. Wie ein nasser und etwas muffiger Teppich pflegt sich die institutionelle Politik über alles zu legen, was sich da verändern sollte. Etwas Lärm im Wahlkampf, danach eine vierjährige beredte Pattsituation zwischen dem Verwalten des Wahlsiegs und kleinen Sticheleien der Unterlegenen, der Opposition. Das einzige unverbogene Mandat der Gewählten, das wenigstens in einem erhöhten Einsatz für die Wahlversprechen bestünde, für die die Wählenden sie tatsächlich auf den Zettel schrieben, ist im Trubel der organisierten verbalen Schlagabtausche in den erhabenen Räumen des Parlaments alsbald vergessen.

Auch wenn es so scheint, sind das nicht zwingend apolitische Affekte. Das würde sie im Kern verkennen. Die Lethargie ist durchaus ein politisches Symptom, das auf die Abwesenheit von etwas Politischem an jenem Ort verweist, wo man üblicherweise die Politik vermutet. Politiker*innen, auf solche Affekte angesprochen, verwerfen in der Regel entnervt oder traurig die Hände. Denn sie wissen sehr wohl: Die politische Leidenschaft, die sie womöglich selbst damals affizierte, überhaupt Politik zu machen, erschöpft sich nicht zur Gänze in der repräsentativen Funktion. Demokratie, sofern sie nicht eine elitäre altgriechische Bürgerdiktatur meint, sondern einen zeitgenössischen, sozialen Sinn erhält, der nach den scheusslichen Erfahrungen des kurzen 20. Jahrhunderts ein spezielles Augenmerk auf Minoritäten legen muss, nährt sich aus etwas, das sich seinem Wesen nach nicht primär in den Parlamenten befinden kann.

Demokratie transportiert zuletzt wohl oder übel «Interessen», die auf der parlamentarischen Ebene vertreten werden – so das Ideal. Das Problem folgt auf dem Fusse: Diese Interessen sind nur schwerlich einzufangen, flüchtig oder gar schlichtweg unverständlich. Die breitere politische Arbeit in oder mit den Institutionen besteht mehrheitlich in Übersetzungsarbeit von politischen Begehren (durch eine bestimmte Ästhetik ausgelöste Affekte) in politische Forderungen mit dem Ziel juristischer Explikationen. Das ist bis dahin eine ästhetische Praxis, vergleichbar etwa mit der Vertonung eines Gemäldes: komplett verschiedene Sprachen, völlig andere Medien. Es gibt folglich einen grossen Bedarf an Interessensvermittlungen zwischen schwer festzuhaltenden Begehren und explizit formulierten juridischen Definitionen. Die parlamentarischen Voten fungieren als rhetorischer Ballast oder auch Zierde dessen, was sich zuvor in irgendeiner Form als «Interessen» bemerkbar machen konnte.

Eine der wichtigen Diskussionen, die in diesem Vorwahlsommer geführt wurde, drehte sich um den Lobbyismus, um ein Phänomen, das wir nur mangels Transparenz nicht unumwunden als «korrupt» zu bezeichnen gewohnt sind. Es handelt sich um eine Metaphorik, die das Allgemeine nennt, aber etwas Konkretes meint. Lobbyismus, von englisch «lobby», d.h. Vorzimmer, bezeichnet im Allgemeinen die Absprache von ausserparlamentarischen Begehren mit institutionellem Vorgehen, worin exakt der Ort liegt, in dem die politische Übersetzungsarbeit geschieht. Im Konkreten aber transportiert die Frage des Lobbyismus die hochproblematische Praxis, Politik zu kaufen: Die Unterwanderung demokratischer Institutionen durch knallharte kapitalistische Interessen. Und das heisst in der Verbindung mit dem demokratischen Rahmen unabhängig von der Frage der Legalität natürlich Korruption. Doch beginnen wir nochmals woanders.

Die feinen Unterschiede

Heuer war alles ein bisschen anders. Symptomatisch dafür zwei Beispiele wie Tag und Nacht: Zum einen die Präsidentin der Grünen, Regula Rytz, die ihre Ansage zum Angriff auf den zweiten FDP-Sitz im Bundesrat trotz Euphorie nach dem historischen Wahlsieg dermassen abgezockt und cool formulierte, dass es jede mit den schweizerischen Gepflogenheiten vertraute Person unter dem Arsch brennt. Sie formulierte es in der Runde der Präsident*innen nicht anders, als es in all den Jahren ohne «Sensation, Erdrutsch und Revolution» formuliert worden wäre, nämlich durch die Blume: Es ändere sich erst mal gar nichts, es sollen doch die Gegner*innen einmal Stellung nehmen. Und so verläuft das Gespräch alsbald über Zauberformel (FDP) zu weiss-nicht-recht (CVP) bis hin zu Anspruchaufgrund-von-Linksrutsch (SP). Rytz, die selbst als Kandidatin gelten muss, lässt zweifellos durchschimmern, dass die grüne Position in der Landesregierung fortan untervertreten sein würde, wenn nicht bald eine solche Vertretung instituiert wird.

In aller Sachlichkeit werden die Ereignisse des Tages resümiert: Der Wahlsieg der sozialen Grünen unter der «linksten Parlamentarierin der Schweiz», wie CVP-Pfister anmerkt, brachte ein klares Mandat der Bevölkerung zum Handeln. Wobei «Bevölkerung» für einmal nicht nur durch die Abstraktionsebene der Zahlen ausgedrückt wird: Wenn Schüler*innen monatelang für ihre Zukunft streiken, wenn Frauen* für ihre Gegenwart streiken, ist die Frage nach der numerischen Mehrheit sekundär. Claude Longchamp folgert einen Monat später in den NZZ-Standpunkten, dass die Nebenbühne zur Hauptbühne geworden sei: «Die Strasse war diesmal der Hauptwahlkampf, und den haben die Grünen dominiert». Der Statistiker kommt der Sache erstaunlich nahe, irrt sich aber in der Pointe: Wohl wurde der grüne Wahlkampf dieses Jahr von der Strasse getragen, nur haben die Grünen diese Bewegung eben gerade mitnichten «dominiert».

Wie ein nasser und etwas muffiger Teppich pflegt sich die institutionelle Politik über alles zu legen, was sich da verändern sollte.

Das andere Beispiel liefert Christian Wasserfallen von der FDP, der am Dienstagabend nach den Wahlen im Clubsessel des SRF rumrutschen darf. Während der Quotenköppel zwei Sessel weiter mit seiner immergleichen Schwadronade langweilt, begibt sich Wasserfallen in den Sumpf der Doxa. Mit väterlichem Eifer belehrt er die Aktivist*innen im Studio, dass Politisches ausserhalb der Institutionen jeglicher Legitimation und Notwendigkeit ermangele, da Typen wie er das Parlament mit ihrer pastoralen Weisheit ausreichend erfüllen würden. Er fände es etwas gar einfach, auf der Strasse

zu protestieren und nachher ihnen, die im Parlament «Lösungen» suchen würden, den «schwarzen Peter» zuzuschieben. Sagt er, nachdem er bereits seine dringliche Angst vor dem Kommunismus expliziert hat (auf den Slogan «System change, not climate change» anspielend, den er auf einem T-Shirt entdeckte) und überhaupt findet, dass auch das Parlament eine «heterogene Bewegung» sei. Was sich 2019 bewegte, bringt den klimatischen Badcop der FDP aus dem Häuschen. Von der Politik wolle er sich rein gar nichts vorschreiben lassen, er fürchte sich davor, «das Hirni an den Staat auszulagern». Würden die Spitzfindigkeiten zusammengezählt, so müsste daraus gefolgert werden, dass er, der ausserhalb des Parlaments keine Politik sehen will, das Hirn jeweils vor dem Bundeshaus einlagere, um es nicht dahinein auslagern zu müssen.

Körper ohne Organe

Nach der Körpermetapher der politischen Theorie, die seit dem Auszug der Plebs aus Rom jeweils die Abhängigkeit der Untergebenen von den Herrschenden illustrieren sollte, lässt sich das Verhältnis von Hirn und Parlament so beschreiben: In einem autoritären Staat läge der «Kopf» des Gesellschaftskörpers im Führer/Diktator/etc., in einer repräsentativen Demokratie im Parlament und in der direkten Demokratie dem Ideal nach in der Bevölkerung. Die Schweiz pflegt diesbezüglich eine Mischform aus den letzteren zwei Gebilden, wobei das Hirn der Bevölkerung gegenüber dem Hirn des Parlaments das letzte Wort hat.

Die Problematik drängt sich auf, dass die repräsentative Ebene deutlich leichter zu eruieren ist, etwa durch Parteizugehörigkeit und Voten. Das Bild der Vielen auf der anderen Seite hingegen bleibt nur Skizze, zusammengesetzt aus Abstimmungsresultaten, Statistiken und Umfragen. So wird das Eine ins Andere übersetzt, um überhaupt darüber sprechen zu können. Das Wechselspiel zwischen diesen Formen ist relativ ausgeklügelt und verhindert Überheblichkeiten insbesondere autoritärer Art.

Doch wir sprechen noch immer vom Ideal. In der Realität hat die direkte Demokratie dieser Prägung zumindest zwei grosse Probleme: Einerseits ist das die spezifische Grösse des demokratischen Gehirns, das die Bevölkerung symbolisieren soll, in der Begrenztheit des legitimierten Umfangs der darin Mitgemeinten, andererseits wird diese durch das von Rechts gestreute Phantom eines «Volkes» noch zusätzlich begrenzt. Letzteres ist reines Marketing. Einzig die an den Haaren herbeigezogene ästhetische Verwechselbarkeit mit der plebejischen Körpermetapher konnte überhaupt dazu führen, dass dieses in den letzten 30 Jahren mit Demokratie missverstanden wurde. Schon ersteres aber verweist auf das vollumfängliche Scheitern dieser Metapher.

Es gibt diesen Körper nicht in seiner Ausschliesslichkeit. Neben der Arroganz, dass nur ein Kopf die Organe «anführen» könne, spricht die Metapher zudem nicht etwa von einer Körperlichkeit der Sorge, sondern von einer des Krieges. Den einen organischen Körper braucht es, weil man sich vor einem anderen fürchtet. Zweitens ist dieser Körper einzig in einer geografischen Abstraktion definiert, die weder migrantische noch nomadische Bewegungen im Raum berücksichtigen will. Schlussendlich ist die Körpermetapher Blödsinn, da weder Köpfe noch Organe so eindeutig auszumachen sind. Jede Gesellschaft funktioniert deutlich anarchischer, als es dieses Bild suggeriert. Das einzige Sinnvolle, was daraus gültig bleiben kann, ist eine positive Idee gegenseitiger Abhängigkeit.

Man kann diese, wie es Patrizier Wasserfallen anbietet, dahin pervertieren, dass der Vielheit entgegengehalten wird, ohne die grossen Köpfe in den Institutionen gar nicht existieren zu können, also vollumfänglich von diesen abhängig zu sein. Gegenseitig ist das nicht. Effektiver kann politische Freude kaum ermordet werden. Den anderen, nämlich den demokratischen Weg, zeigen die Grünen: Durch den Umstand, dass sie die eigene Abhängigkeit von gesellschaftlicher Bewegung aktiv begrüssen, umarmen sie die Quelle dessen, was sie in Durststrecken nährt. Die Interdependenz ist eine ökologische Tatsache, die sich umstandslos ins Politische übersetzen lässt. Die Freude darin entspringt der Bewegung.

Als Partei sind die Grünen das Werkzeug, das die Bewegung nicht sein kann, während die Bewegung der vitale Impuls ist, der weit über die Partei hinausgeht.

Grün hat sich in diesem Jahr grosse Sympathien verdient, weil niemals die Rede davon war, selbst die Bewegung zu sein. Das ist insbesondere der Präsidentin Rytz zu verdanken: Sie hätte alle Möglichkeiten und Gründe gehabt, pathetisch zu werden. Stattdessen definiert sie klar, eine Partei zu repräsentieren, die schon älter ist – notabene ohne pädagogische Moralien, man könne ja dieser beitreten. Was Rytz 2019 demonstrierte, war ein Lehrstück in Würde. Als Partei sind die Grünen das Werkzeug, das die Bewegung nicht sein kann, während die Bewegung der vitale Impuls ist, der weit über die Partei hinausgeht. Ihr eigentlicher Wahlsieg bestand darin, zu gewinnen, obwohl ihnen die Deutungshoheit über den grünen Diskurs so radikal entzogen wurde.

Das Paradox einer sozialdemokratischen Partei

Wir haben in diesem Wahljahr aber auch einen historischen Verlust beim Wähler*innenanteil der Sozialdemokratie zur Kenntnis zu nehmen, der nur mit höheren Verlusten in anderen europäischen Ländern relativiert werden könnte. Auch hier muss nach der Beziehung zu den Bewegungen gefragt werden, oder auch abstrakter: nach Bewegung überhaupt. Der vielzitierte Unterschied der SP Schweiz zu anderen sozialdemokratischen Parteien in Europa, dass es nämlich hierzulande keine nationale linke Alternative zur SP gibt, tut insofern nichts zur Sache, als diese Abspaltungen mit genau demselben Problem kämpfen. Um die Archetypen zu karikieren, könnte man sagen, dass die alternativen Linken jeweils auftreten, um eine Bewegung auszurufen, während die klassischen Sozialdemokrat*innen mit Verweis auf durchdefinierte Organe wie etwa die Gewerkschaften für sich geltend machen, Teil einer bereits existierenden Bewegung zu sein.

Beide Positionen haben offenbar nicht den geringsten Schimmer, was Bewegung bedeutet. Das Problem ist zuerst die Parteiform, aber auch die gewerkschaftliche Form hat ihre Probleme. Grün hat hier mit den ökologischen Wachstumskritiken möglicherweise einen perspektivischen Vorteil. Der Begriff der Ausbeutung erfährt eine notwendige Erweiterung: Nicht nur die Arbeitskraft, auch die ökologische Basis wird ausgebeutet, mit fatalen Folgen. Nur können sich diese beiden Angriffspunkte nicht ausschliessen – wie auch, wenn die Produktionsweisen schon durcheinander existieren.

Mit feministischer Perspektive. Die Kämpfe gingen (zumindest jenseits von Sheryl Sandbergs *lean-in* und deren Pendants) zumeist Hand in Hand, auch wenn das paradox erscheint: Marxistische und feministische Positionierungen unterschieden sich in ihrer Geschichte prinzipiell bei der Frage des «Jetzt gerade». Was kommt an erster Stelle, was muss nachfolgen? Daraus ergab sich der Machismo der Arbeiter(*innen)politik, darauf folgte die wütende und berechtigte Antwort der Feministinnen, dass ohne Frauen keine Ökonomie bestehen kann: Wenn Frau will, steht alles still.

Beides betrifft direkt die Kritik politischer Ökonomie. Die Positionen unterscheiden sich in den Prädikaten: Sagt die marxistische Linke, dass die Proletarisierung der Arbeit vorrangige Beachtung erfahren müsste (ein Prädikat, das zur Beschreibung der im 19. Jahrhundert hegemonial werdenden Pro-

zesse sehr berechtigt ist), können sich die Feminist*innen auf einen weit grösseren Zeitraum berufen. Die Vergeschlechtlichung der Arbeit, die massive Herabwürdigung der Tätigkeiten von Frauen in der Geschichte, der Krieg gegen die Frauen von der Hexenverfolgung bis zu den Femiziden von Ciudad Juarez, sind diesem System von Beginn weg eingeschrieben. Auch dies ist eine Erweiterung des Ausbeutungsbegriffs. Es gibt keine Mehrwertproduktion ohne vorangehende Sorgearbeit – und folglich auch keine proletarische Politik, die etwa die Ausbeutung in Haushalten aussen vor lassen könnte.

In aller Kürze könnten so die Interventionen der feministischen und ökologischen Streikbewegungen beschrieben werden, wobei es strategische Entscheidungen sind, ob hierin die Differenzen oder die Gemeinsamkeiten stärker betont werden wollen. Was man der SP vorhalten kann, ist der Stil. Sie fiel unter den drei sympathischen Kumpels Levrat, Nordmann und Berset durch solide Politik in den Institutionen auf, wohl ist es ihr mit anzurechnen, dass die rechte Mehrheit im Oktober abgewählt wurde. Weniger schmeichelhaft ist der Eindruck, den die Partei in bewegungspolitischen Fragen hinterliess: Der Anschein eines hierarchischen Verhältnisses zu Bewegungen ausserhalb der Institutionen ist nicht von der Hand zu weisen. Doch die Sozialdemokratie in der Schweiz ist für Allgemeinaussagen schlicht zu divers, und so stimmt auch das andere: Was der SP nicht vorgeworfen werden kann, ist Ignoranz. Tamara Funiciello prägte eine Ära, die auch die Partei in Bewegung brachte.

Klasse ist keine Antithese zu feministischen oder ökologischen Anliegen. Im Kern sind diese Fragen dermassen eng verknotet, dass es unmöglich ist, sie auseinander zu dividieren.

Zum einen programmatisch: Die Unmissverständlichkeit, mit der die ehemalige Juso-Präsidentin und ihre Mitstreiter*innen von intersektionaler Analyse auf interdependente Praxis schlossen, ist ein sehr deutliches Indiz einer Perspektive der Bewegung. Zum anderen stilistisch: Die Partei belehrt nicht in altbackenem Messianismus die Strasse. Die Bewegung legt den Grundstein der steten und wiederkehrenden Neubegründung und Legitimation der repräsentativen Ebene. Das einzige, was Funiciello nicht gelungen ist, ist die SP komplett neuzuschreiben – aber sie hat Meilensteine gesetzt.

Die vielseitige und insofern auch paradoxe SP wird das traurige Schicksal europäischer Schwesternparteien nicht teilen. Nur: Die Kommunikationsstrategie «wir sind am längsten grün und feministisch» darf sie sich abgewöhnen, denn sie bevormundet die Bewegung auf eine nahezu lächerlich patriarchale Art und Weise. Statt sich mit Verweis auf die Macht der Gewohnheit in den Vordergrund zu drängen, hätte sie für einmal selbst etwas lernen können.

Qu'est-ce que la démocratie?

Der Unterschied, und das ist das, was eine direktere Art der Demokratie ausmacht, liegt darin, dass sich die Grünen ihr Mandat in diesem Jahr nicht qua Statistiken erknobeln müssen. Grün hat nun das klipp und klare Mandat, etwas zu bewegen, weil sich in der Gesellschaft etwas bewegt. Und in aller Deutlichkeit handelt es sich dabei nicht um ökologische Feigenblätter für ein asoziales System, sondern grundlegend um eine Idee von Zukunft gegen den Zynismus der Gegenwart. Es ist das Mandat einer bewegten Jugend.

Ähnlich vielfältig ist auch das feministische Mandat. Weder das eine noch das andere dürfte sich in zweieinhalb Gesetzesentwürfen erübrigen. Entscheidend ist die Sichtweise oder, um es in der Sprache der Klassenkämpfe zu sagen: der Standpunkt. Die Geschichte spielt hier den Grünen in die Hände, und die Bewegungen sind ein Symptom dieser Geschichte. Was die Exzesse der neoliberalen Ökonomie unweigerlich produzieren mussten, ist das dringende Bedürfnis nach einer Care-fokussierten Öko-Logie. Was die Klimabewegung mit der feministischen Bewegung verbindet, ist das Begehren, die Wirtschaften mit Sinn aufzuladen, der ihnen im fortgeschrittenen kapitalistischen Stadium nur noch als Selbstzweck eingeschrieben war.

Wenn Medien nun die Sozialdemokratie und deren Themen in der Krise sehen, könnten sie nicht falscher liegen. Das Mandat, das aus diesen Bewegungen kommt, ist nichts anderes, als das, was der junge Marx philosophisch als «Klasse» bezeichnet hat. Darum wäre es an der Zeit, mit einem Missverständnis aufzuräumen, das die politischen Feuilletons aller Couleurs viel zu lange schon beschäftigen durfte: Klasse ist keine Antithese zu feministischen oder ökologischen Anliegen. Im Kern sind diese Fragen dermassen eng verknotet, dass es unmöglich ist, sie auseinander zu dividieren. Vom Standpunkt der Klasse ist ein Wahlsieg feministischer und ökologischer Kräfte als sozialer Fortschritt unbedingt zu begrüssen.

Die Forderung nach einem «Lobbyismus der Bewegungen» ist selbstverständlich eine Provokation. Und doch wäre nichts wünschenswerter als eine Umverteilung der Bundeshaus-Badges nach unten, als eine Bevölkerung der Wandelhalle durch aktivistische Frauen* und ökologisch bewegte Jugendliche, die noch nicht mal wählen dürfen. Diesen Menschen müssen demokratische Vertreter*innen ins Gesicht schauen können, nicht den Konzernen.

Was Korruption (die legale besonders) unter den Teppich kehrt, wird von den Bewegungen ans Licht gebracht. Es sind die Mängel und Anfälligkeiten der Demokratie, die ohnehin ein bewegtes System darstellt: So sehr die Verfassung in der Gegenwart gilt, ist es doch nicht partout dieselbe, die in der Vergangenheit galt und in der Zukunft gelten wird. Demokratie besteht nicht nur in der Frage, wie wir verfasst sind, sondern hauptsächlich in der wiederkehrenden Frage, wie wir uns verfassen wollen.

Historisch situiert betrachtet, lässt die Gegenwart gegen alle Thesen, die in ihrer Bequemlichkeit von einem «populistischen Zeitalter» klammheimlich träumen, tatsächlich optimistische Sichtweisen zu: Die postneoliberale Gemengelage produziert ex negativo eine ungeheuerliche Relevanz der Demokratie selbst. Und diese hat zwei Eigenschaften, die nicht zur Debatte stehen können: Sie ist sozial, und sie ist bewegt. Deshalb lässt sich die Frage, was sich nach den Wahlen nun verändert, in aller Nüchternheit beantworten: Vom Zuschauen verändert sich gar nichts, aber die Bewegung verändert alles.

Michael Felix Grieder, 1986, ist freischaffender Postoperaist und Konzeptkünstler in Zürich.

Ringofen
Konzerte

Kunsthalle Ziegelhütte Appenzell

«Aufbruch und neue Wege» 18. Saison 2020

Nicolas Senn
und Trio Fontane

Neujahrskonzert

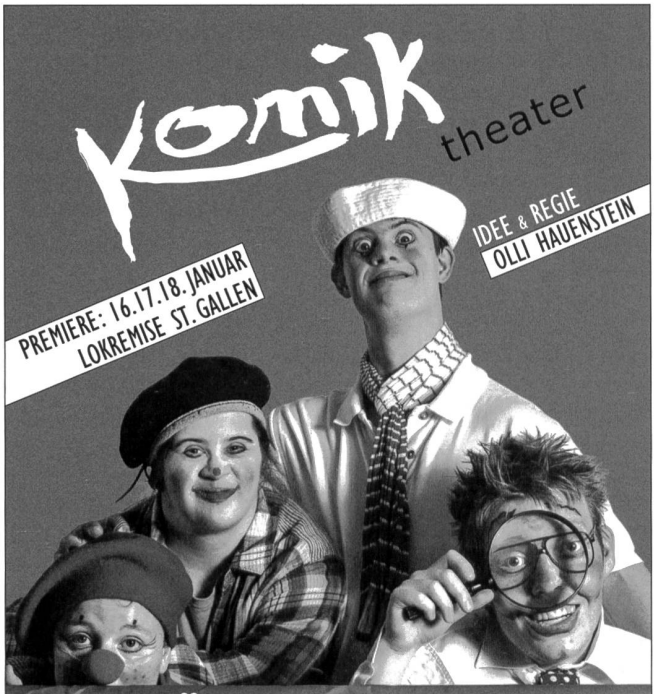
Freitag 03 – 01 – 20

Erleben Sie 12 aussergewöhnliche Abokonzerte und zusätzlich 4 Beethoven-Extrakonzerte in der Kunsthalle Ziegelhütte Appenzell!

Tickets und Abos: Kunsthalle Ziegelhütte · Ziegeleistrasse 14 · 9050 Appenzell
+41 (0) 71 788 18 60 · info@kunsthalleziegelhuette.ch
Alle Infos und ganzes Jahresprogramm im Internet: kunsthalleziegelhuette.ch

Heinrich Gebert
Kulturstiftung Appenzell

h-gebertka.ch



GLÜCKSENTDECKER
aussergewöhnlich · lustig · anders

Menschen mit Handicap machen professionelles Theater – einzigartig in der Ostschweiz!
Weitere Termine, Tickets und Informationen unter www.komiktheater.ch

Gewerbemuseum
Winterthur

Federn –
wärmen, verführen,
fliegen
1.12.19–1.6.20

Material-Archiv
Permanent

www.gewerbemuseum.ch

© Lucy Glendinning / © Seamus Murphy

GEWERBEMUSEUM